In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 109. Posen, den 30. Oktober 1927. Nr. 109.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

28. Fortsetzung.

Therese war von gewinnendster Liebenswürdigkeit gegen ihren Meister, ebenso ihre Schwester, der Bruder und die Gräfin-Mutter, und dieses allgemeine Wohlwollen legte ihm Fesseln auf, die seinem Wesen widersprachen und ihn schmerzlich bedrückten. Wäre Komteß Therese ihm allein gegenüber gestanden, dann hätte er vielleicht durch das richtige Wort den Weg zu ihrem Herzen gefunden, aber so stand ihm eine ganze Phalanx adeliger Menschen mit den traditionellen Vorurteilen gegenüber, welche seine kühnsten Absichten schon im Keime erstickten. Schon seit Jahren trug er seine Liebe zu Therese im Herzen herum, fühlte Tag für Tag, daß auch ihr Herz für ihn schlage, daß es nur der erlösenden Stunde bedürfe, um durch das richtige Wort diese qualvolle süße Pein zu brechen . . . und doch, und doch! Die erlösende Stunde kam nicht, das erlösende Wort wurde nicht gesprochen . . .

„Meister, heute habe ich eine Neuigkeit für Sie!" sagte Komteß Therese zu Beethoven, der, wie fast täglich, in den Salon trat, um seine gewohnte Lektion zu geben.

„Hoffentlich eine gute?" war seine Antwort.

„Wie man es nimmt, Beethoven. Wir fahren nächste Woche nach Martonvasar! Sie wissen doch, daß wir dort ein Schloß besitzen, auf dem es sich ganz wundervoll leben läßt, besonders im Sommer, wenn alles grünt und blüht."

Beethoven wußte das, aber er fand nicht gleich den Sinn dieser mitgeteilten Neuigkeit heraus. „Ihre Familie fährt doch jedes Jahr auf kurze Zeit dorthin."

„Ja, aber heuer wollen wir den ganzen Sommer dort bleiben!"

Beethoven biß die Lippen zusammen. „Da werden Ihre Klavierstudien wohl unterbrochen, Komteß?" stieß er etwas grimmig hervor.

„Wenn es nach mir ginge, wohl nicht, lieber Meister!" sagte sie lächelnd.

„Wie soll ich das verstehen, Komteß?" Er sah sie mit fragendem Blick an.

„Sie sollen mitkommen, Beethoven!"

Eine jähe Röte stieg ihm ins Antlitz; das war wohl sehr überraschend.

„Wo denken Sie hin, Komteß," sagte er betroffen. „Was würde ich denn in Ihrem adeligen Kreise für eine Rolle spielen?"

„Die denkbar beste, Meister!" sagte Therese bestimmt. „Sie wären wohl das wertvollste Mitglied unserer Gesellschaft in Martonvasar!"

„Aber nein, Komteß! Für mich ist der Aufenthalt in Heiligenstadt oder Nußdorf wie geschaffen; dort kann ich arbeiten und herumwandern . . ."

„Das können Sie in Martonvasar auch, mein Lieber!"

„Nein, nein, das geht nicht! Ich glaube kaum, daß Ihre Familie damit einverstanden wäre, und was würde die Welt dazu sagen?"

„Meine Familie ist einverstanden, sonst wäre ich ja nicht in der Lage gewesen, Sie gewissermaßen offiziell zum Besuch einzuladen, und was die Welt betrifft, Meister — seit wann fragen Sie denn schon nach ihr?"

„Nein, nein, das geht doch nicht!" widerstrebte Beethoven.

Gräfin Therese sah ihn mit einem gewinnenden Lächeln an.

„Es scheint, Sie fürchten sich vor mir, Beethoven?"

„Nein, vor mir selbst," fuhr er auf. „Ich bin kein Gesellschaftsmensch und passe auch keineswegs in den vornehmen Kreis Ihrer Familie und Ihrer Freunde!"

„Aber, Beethoven! Kennen Sie uns denn so wenig, daß Sie heute noch eine solche Meinung von uns haben? Mein Bruder Franz ist Ihr bester Freund und schwärmt für Sie, Josephine und meine Mutter desgleichen, und ich selbst . . ."

„Und Sie selbst?" unterbrach sie Beethoven, hastig ihre Hand ergreifend.

Therese wurde über und über rot und ließ den Kopf sinken.

„Wie denken Sie über mich, Komteß?" drängte Beethoven, der ihre Hand noch immer hielt und an seine Brust preßte.

„Ich denke, wir sind gute Freunde, mein lieber Beethoven, und werden es wohl immer bleiben!"

Enttäuscht ließ Beethoven ihre Hand fahren; er hatte eine andere Antwort erwartet, aber ein seelenvoller Blick aus Theresens Augen sagte ihm, daß in den einfachen Worten mehr liege als sie besagten, daß die „gute Freundschaft" anderes bedeutete.

Beethoven gab sich einen Ruck und wollte sprechen, aber wieder hielt ihn seine heilige Scheu und seine Angst zurück, und was ihm vom Herzen zu den Lippen dringen wollte, blieb wieder unausgesprochen . . . .

„Wollen wir nicht an unsere Uebung gehen, Komteß?" sagte er gemessen.

Therese sah ihn vorwurfsvoll an. Was für ein seltsamer Mensch er doch war!

„Das hat Zeit, lieber Meister! Ich möchte lieber von Martonvasar sprechen!"

Und sie begann eine lebhafte Schilderung des gewaltigen Familienbesitzes, der in Ungarn auf dem Wege zwischen Stuhlweißenburg und Pest lag, von dem prächtigen Schlosse und seinem Park, seinen herrlichen Wäldern und Wiesen und den gesegneten Aeckern, die sich weithin erstrecken, fast bis an den großen Plattensee.

„Was aber das Schönste an der ganzen Herrlichkeit ist, schloß sie ihre begeisterte Schilderung, der Beethoven in lebhafter Neugierde gefolgt war, „das ist das Menschentum, das sich dort im Bereiche des Schlosses entwickelt hat. Der große Rousseau hätte seine helle Freude daran gehabt! Wir — allen voran mein Bruder Franz — haben uns dort, fern vom Getriebe der Welt, unser eigenes Reich geschaffen, eine „Sozietäts-Republik erlesener Menschen", der auch Sie angehören, lieber Beethoven!"

„Ich?" fuhr Beethoven staunend auf. „Davon weiß ich ja gar nichts!"

„Darum sollen Sie eben nach Martonvasar mitkommen, um unser kleines, ideales Reich kennen zu lernen und dort Ihr Denkmal zu sehen!"

„Mein Denkmal? Komteß scherzen wohl," sagte Beethoven völlig verblüfft.

„Keineswegs, mein Lieber!" erwiderte sie lachend. „Allerdings keines aus Erz oder Marmor, sondern eine stattliche Linde, die Ihren Namen trägt."

„Das verstehe ich nicht, Komtesse!"

„Sie werden es verstehen, wenn Sie nach Martonvasar kommen und sehen, was wir dort geschaffen haben, lieber Meister!"

„Da bin ich aber neugierig, und das könnte mich wirklich veranlassen, auf meine gewohnte Sommerfrische bei Wien zu verzichten und nach Martonvasar zu gehen, das heißt, wenn die Frau Mama mich einladen sollte."

„Meine Einladung genügt Ihnen wohl nicht?" lachte Therese belustigt.

„Oh, doch! Aber ich lege Wert darauf, daß mir eine Art offizieller Einladung zuteil wird, Komtesse!"

„Puh, wie feierlich! Gerade als wären wir im letzten Akt des „Fidelio"!"

Beethoven schüttelte ernst den Kopf, durch den eben jetzt tausend Gedanken schossen. Vielleicht bot sich ihm in dem schönen Martonvasar Gelegenheit, Theresen näher zu kommen, was ihm in Wien trotz aller festen Vorsätze bisher nicht gelungen war. Vielleicht war diese Sommerreise ein Wink des Schicksals? . . .

„Warum so nachdenklich, Meister?" unterbrach Therese sein Sinnen.

„War ich das?" fuhr Beethoven auf. Dann, nach einer kurzen Pause, fragte er ernst und nüchtern: „Was haben wir zuletzt vorgenommen, Komtesse?"

Anstatt zu antworten, schlug Therese ein Notenheft auf, das auf dem Klavier lag: die Sonate „Appassionata" in F-Moll. Beethoven sah sie fragend an.

„Ich weiß nicht, ob diese Sonate Ihrer und meiner gegenwärtigen Stimmung entspricht, Komteß?" sagte er in zweifelndem Ton.

„Gleichviel, Meister!" sagte sie ernst. „Spielen wir sie. Die Stimmung wird sich dann wohl von selbst einstellen!"

Beethoven sah sie mit einem langen, tiefen Blicke an, den Therese ebenso erwiderte, und schlug die Tasten an . . .

Und sie spielten miteinander, inniger und gefühlvoller denn jemals vorher, diese leid- und freuderfüllte Sonate, die Beethoven mit seinem Herzblute geschrieben hatte . . .

— — — — — — — — — — — — —

Wenige Tage darauf fuhr die gräfliche Familie Brunswick nach Martonvasar, und sie hatte auf ihren Weg Beethovens festes Versprechen mitgenommen, daß er in einigen Tagen ihnen dorthin nachfolgen werde. Er hatte noch allerhand zu besorgen, seine Kleider und Wäsche in geziemende Ordnung zu bringen, um in dem vornehmen Kreise mit Anstand zu bestehen, und in seiner Befangenheit suchte er förmlich, den Tag seiner Ankunft hinauszuschieben, obwohl ihn die Sehnsucht zu Therese zog, die sein ganzes Sinnen und Trachten erfüllte. Zu jeder Stunde, seit sie von Wien fort war, gedachte er ihrer, und an jedem Abend, wenn er zur Ruhe ging, nahm er es sich fest vor, am nächsten Tage zu reisen. So vergingen mehr als zwei Wochen in Sehnen und Bangen, bis ein liebevoller Brief Theresens voll Vorwürfen über sein langes Säumen ihn endlich zwang, Ernst zu machen. „Ich erwarte keine Antwort," hieß es zum Schlusse dieses Briefes, „denn was könnte mir und unserem Kreise Sie selbst ersetzen? Kommen Sie, kommen Sie sofort in unsere Arme! . . ."

Nun gab es für Beethoven kein Zögern mehr. Seine Reisetasche wurde gepackt, und am nächsten Morgen saß er im Postwagen, der ihn langsam, aber sicher nach Ungarn entführte, nach Martonvasar, wo ein Kreis liebevoller Menschen und ein liebendes Herz seiner harrten.

Es war ein herrlicher Junimorgen, an dem Beethoven in dem Schlosse von Martonvasar ankam und im Auftrage der gräflichen Familie vom Verwalter empfangen und sofort in das für ihn bestimmte Zimmer geleitet wurde. Er war von der Schönheit und der gediegenen Pracht desselben überrascht: ein großer luftiger Raum, zu dessen Fenster die Zweige einiger prächtiger Bäume ragten und deren Ausblick auf den wundervollen Schloßpark fiel. Ein Himmelbett und ein prachtvoller Flügel waren die Zierden des Zimmers, das nunmehr Beethovens Heim werden sollte. Ueber dem Klavier hing ein lebensgroßes Gemälde, Theresens Brustbild, das ihre herrliche Schönheit in höchster Vollendung zeigte.

Beethoven blieb bewundernd vor dem Bilde stehen, dessen Augen voll Güte und Milde auf ihn herniedersahen und das er nun für die nächste Zeit immer um sich haben sollte. War das Theresens wohlerwogene Absicht gewesen oder nur ein Zufall? . . . Lange, lange sah er auf das Gemälde hin und seufzte tief auf.

Ein Klopfen an der Tür schreckte ihn aus seinen Gedanken auf.

„Die Frau Gräfin," meldete ein Diener, „läßt Herrn van Beethoven in den Salon bitten, wo die Herrschaften auf ihn warten!"

„Ich werde sogleich erscheinen!" sagte Beethoven etwas verwirrt und machte sich nun mit Eifer daran, repräsentationsfähig zu erscheinen, soweit dies mit seiner Gewohnheit vereinbarlich war. Immerhin stand er eine Viertelstunde später auf dem Korridor, und ein Diener geleitete ihn zu dem im Erdgeschosse liegenden wunderschönen Gartensalon des Schlosses, in welchem die Gräfin-Mutter, Josephine mit ihrem Gatten Grafen Deym und Franz mit seiner Gemahlin Sidonie saßen, während Therese erwartungsvoll hinter dem Fauteuil ihrer Mutter stand.

Beethoven ging mit raschen Schritten auf die Gräfin zu, deren dargereichte Hand er lebhaft küßte.

„Ich bin überglücklich, Frau Gräfin," sagte er, „in Ihrem herrlichen Schlosse weilen zu können und danke Ihnen herzlichst für Ihre gnädige Einladung hierher!"

(Fortsetzung folgt.)

Paul Kirchhoff:

Was willst du mehr?

Kaum ward' von je dem unbeirrten Fuß.
Drum wandre sichren Schritts ins Ungefähr!
Ein froher Ruf — ein Händedruck — ein Gruß:
Was willst du mehr?

Den Blick halt klar — dann leuchtet allerwärts
Der goldne Sonnensegen um dich her.
Ei — nörgle nicht und wärm dir Kopf und Herz!
Was willst du mehr?

Und findet dich der bleiche Fahrtgesell,
Du gehst? — O darum wird die Welt nicht leer!
Klingt bis zum letzten Schritt dein Lachen hell,
Was willst du mehr?

*

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers dem Buche „Hoher Mittag" von Paul Kirchhof entnommen. Verlag Karl Storck, Darmstadt.)

Alte Liebe.

Von Johann Boas.

Ann-Dorthe wohnt in einer kleinen baufälligen Hütte, die weit hinten zwischen den Heidehügeln gut versteckt und geschützt liegt, aber diese malerische Hütte ist doch nicht besser versteckt, als daß die Sommergäste unten im Fischerdorf jedes Jahr den Weg zu ihr finden können. Ann-Dorthe versteht eigentlich gar nicht, warum die Leute immer zu ihr kommen, denn sie spricht selten mit ihnen, und geschieht das wirklich mal, dann dauert die Unterhaltung meistens nicht sehr lange und ist von Ann-Dorthes Seite meist recht einsilbig.

Immer trägt sie dasselbe Kleid, seit Jahren immer dasselbe. Dieses Kleid ist wegen seines bunten Aussehens höchst sonderbar, es besteht aus lauter Flicken, die sie selbst zusammengesetzt hat wie einen Teppich. Es gibt aber Leute, die in Ann-Dorthes Schrank die herrlichsten Kleider aus Wolle und Seide gesehen haben wollen. Gleichfalls ist es kein Geheimnis, daß Ann-Dorthe viel Geld hat — und keine Erben daher erklärt sich vielleicht ein Teil des Interesses.

An ihrem Alter gemessen, ist ihre Geschichte lang, aber sie ist schnell erzählt.

Ann-Dorthes Vater besaß den größten Hof der Gegend und nur die eine Tochter. Ihr Kamerad aus Kindertagen hieß Jörgen Kristian und war Sohn eines Fischers, der im übrigen später ertrank, als der Junge sich im Konfirmationsalter befand. Bald darauf ging Jörgen Kristian zur See, schlug sich mehrere Jahre auf Schiffen durch die Welt, sparte Geld und machte sein Steuermannsexamen. Darauf kam er heim zu seiner alten Mutter, die noch im Fischerdorf lebte.

Ann-Dorthe und Jörgen Kristian trafen sich wieder. Die Freundschaft der Kindertage reifte zur Liebe heran, zu einer Liebe, die den Eltern von Ann-Dorthe nicht lange geheim blieb. Ihr Vater war ein Mann vom alten Schrot und Korn, der keinen andern Willen duldete als den seinen. Gewiß, Jörgen Kristian war ein anständiger, netter und tüchtiger junger Mann, aber sein Sparkassenbuch war nicht so umfangreich, wie Dorthes Vater sich das wünschen mochte. Eines Tages ließ er Jörgen Kristian zu sich kommen, um mit ihm zu sprechen. Die Unterredung dauerte nicht sehr lange, und tags darauf reiste Jörgen Kristian nach Amerika. Ann-Dorthe wurde später mit dem Sohn des Nachbarhofes verheiratet und beide Höfe wurden vereint.

Jörgen Kristian verheiratete sich auch und wurde schließlich Kapitän. Jedes Jahr, es pflegte um die Weihnachtszeit zu sein, schrieb Jörgen Kristian an Ann-Dorthe, und genau so regelmäßig schrieb sie ihm wieder.

Jörgen Kristians Frau war längst gestorben, und im selben Jahre, als Ann-Dorthe siebzig Jahre alt wurde, starb ihr Mann.

Eines Tages packte das Heimweh den guten Jörgen Kristian doch zu gewaltig. Er schrieb ihr, die er liebte, daß er gern heimkehren möchte; — man hätte das ja schon früher erlebt, daß alte Leute sich verheiratet hätten, und darüber, daß er ihr das Alter schön gestalten wolle, könne sie ja nicht in Zweifel sein.

Sie antwortete darauf, daß er ja gern kommen könne, aber er dürfe nicht vergessen, daß sie ja nicht mehr dieselbe sei, wie damals, — in jungen Tagen. Das dürfe er wirklich nicht vergessen. — — —

An einem hellen Sommertage glitt das Amerikaschiff in den blauen Sund. Jörgen Kristian fühlte sich wieder ganz jung. Ihm war, als solle er ein verfehltes Leben noch einmal leben. Sie hatte ihm versprochen, ihn in Kopenhagen zu erwarten. Als der Dampfer sich anschickte, anzulegen, stand er an Deck und spähte nach ihr aus. Es war nicht so leicht, Ann-Dorthe zu erkennen zwischen dem buntbewegten Menschenknäuel am Kai.

Die Landgangsbrücke war mit Gepolter herabgegangen, und Jörgen Kristian nahm sein Handgepäck und ging an Land — aber, gerade als sein Fuß die Heimaterde berührte, sank er um — tot, ein Herzschlag hatte ihn getroffen. Die Erregung und Spannung, die Freude, wieder daheim zu sein, Ann-Dorthe in die Arme zu schließen, hatte ihn vollkommen überwältigt. — —

In einem schönen, weißen Sarg kam Jörgen Kristian heim zu Ann-Dorthe. Aus den spärlichen Blumen ihres Gartens band sie ein Kreuz und legte es auf seinen Sarg.

„So kommst du doch heim zu mir, Jörgen Kristian, wenn auch nicht auf die Art, wie du und ich gedacht hatten, — aber es ist wohl am besten so . . ."

Ann-Dorthe besorgte die Beerdigung. Viele gingen nicht mit, denn fast alle, die ihn gekannt hatten, waren tot.

Aber auf seinem Grab auf dem kleinen Fischerkirchhof ließ Ann-Dorthe ein großes, weißes Marmorkreuz ihm zu Ehren errichten. Unter seinen Namen ließ sie die Worte setzen:

„Amantia vincit omnia."

Das hatte sie einmal in einem Buch gelesen, und das sollte bedeuten, daß Liebe über alles siege. — — —

Mehrere Male in der Woche kann man regelmäßig eine kleine, alte, vornübergebeugte Frau sehen, die gemächlich des Weges schreitet, der von den roten Heidehügeln zum Fischerdorf führt. Man sieht dann das merkwürdige buntscheckige Flickenkleid hinter der Eisentür des Friedhofes verschwinden. Sie steuert auf das Grab mit dem weißen Marmorkreuz zu, steht einen Augenblick still und streut einige Blumen aufs Grab, murmelt einige Worte und wandert dann wieder heimwärts hinter die Heidehügel.

Jörgen Kristians Grab ist die einzige Gesellschaft, die Ann-Dorthe während vieler Jahre gesucht hat.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.)

— —

Der Klabauter in der Fremde.

Von Hans Friedrich Blunck.

Einmal hat der Schiffer Maas aus Husum drüben in einem schottischen Hafen eine gute Fracht bekommen, und das ist so gewesen.

Wie der Mann da an einem schlimmen Herbstabend an Bord gehen will, fällt ihm ein, daß er wohl zwanzig Jahre nicht mehr in diesem Hafen gewesen ist und daß er das letzte Mal als unzufriedener Bengel von seines Vaters Schiff hat fortlaufen wollen. Der Schiffer schüttelte den Kopf dazu, es benimmt ihn sonderbar, daran zu denken.

Der Nebel wird dichter, noch dichter, als er vorher schon war, und der Himmel ist braun wie altes Holz. Dergleichen kommt da drüben schon vor, und bei uns zu Hause auch. Was aber sonderbar ist, es scheint gar kein rechter Nebel zu sein, der den Schiffer umgibt, es ist ein Qualm oder dergleichen und kommt rasch und sichtbar in kleinen Flocken und Strähnen zu Boden, man sieht deutlich, wie er dieses berührt und jenem ausweicht, als hätte er einen ganz besonderen Zauber. Und dann sinkt ein Dunst nieder, der das Abendlicht wohl durchläßt, der aber alles aufzuheben oder in ein besonderes Reich einzuschließen scheint.

Um die Zeit gerät der Schiffer gerade an den Kai, er will übersetzen und mit der Ebbe seinen alten Holzkahn den Firth heruntertreiben. Aber in dem sonderbaren Nebel hat er wohl die Richtung verloren. Er weiß nicht mehr, wo Schuppen noch Schiff ist und wagt keinen Schritt mehr zu tun, so sehr läuft alles durcheinander.

Er merkt aber gleich an dem Reden im Gestau, daß er mehr Sprachen als sonst versteht, und daß er an einem Spuk teil hat, der mit der grauen Wolke auf die Kais niedergesunken ist. Er hört einen alten Krahn über die [illegible]e Arbeit jammern und die Schiffstaue stöhnen, wie sehr sie sich [illegible]ßen und ziehen lassen müssen. Auch in der Steinkohle, die [illegible]amburg verschickt werden soll, regt es sich und mutmaßt und pustert.

Da steht auf einmal ein kleines Männchen neben dem Schiffer. Er sieht gleich, daß es ein Klabauter ist, aber er weiß nicht, wie der hier an Land kommt. Der Kleine redet ihn auch an und bittet um Feuer für seine Pfeife. Aber da kommt kein rechter Rauch heraus. Man merkt, wie den Kleinen friert, er hat Tabak wohl nötig, und der Schiffer gibt ihm von seinem. „Verseuk dissen moal," sagt er gutmütig.

„Oha," meint der Kleine und horcht dankbar auf, „dor hew ik wull'n Landsmann zu faat?"

„Ja," sagt Maas, aber wahrscheinlich wüßten sie beide nicht, wie sie aus dem vertrakten Nebel wieder hinaus sollten.

Ach, beginnt da der Kleine traurig, das sei noch das wenigste. Und er zieht den dünnen Mantel ganz fest über die Brust, so friert ihn.

Was er denn sonst für Kummer hätte, fragte der Schiffer mitleidig.

Da läuft der Klabauter denn neben ihm her und beginnt mit hoher Fistelstimme in den Nebel hinein zu erzählen, wie er nur eben einen Matrosen an Bord habe zurückholen wollen. Oh, es war ein guter Junge, er habe ihm oft eine Pfeife Tabak gegeben. Aber wie er so hinter dem Jungen am Kai entlang lief, — weg war das Schiff!

Das ist ein hartes Los, denkt Maas, man weiß ja, daß so ein Klabauter, der sein Schiff verlor, keine Ruhe findet, bis es auf dem Grunde der See liegt. Der Mann hat rechtes Mitleid mit dem Kleinen.

Woher das Schiff denn war, fragt er, um überhaupt etwas zu sagen, trösten kann er ja nicht recht.

Von Husum, wimmerte der Kleine, ach, er hätte solch Heimweh, ach, er fühlte sich so traurig in dieser rußigen Stadt.

„Von Husum?" fragt Maas und will den Namen hören. Ihm ist ein wenig dumm zu Sinn, der Nebel rieselt und schwankt und dreht sich. Und wie lange es her ist, will er auch gleich wissen.

Ach, klagt der Klabauter, das könnt er selbst nicht mehr sagen. Einer von seiner Art, der sein Schiff verloren habe, müsse ja immer nur auf und ab laufen, bis sich ein vernünftiger Mensch zu ihm verirrt. Dann könnte er erst hören, wie weit es ist und ob sein Schiff wieder im Hafen liegt.

Maas sieht den Kleinen sonderbar an. Der kommt gar nicht zu Atem unter dem Blick, er muß immer weiter reden. Aber das Datum hätte er noch ungefähr im Kopf, sagt er und nennt es. Zwanzig Jahre liegt es zurück, und Schiffer Maas besinnt sich sehr gut auf den Tag. Ihm ist, als müßte er dem andern gleich seinen Mantel geben.

Der Nebel läuft, das Braun am Himmel versinkt und wird dunkel, und die Nacht kommt auf das Wasser nieder. „Kumm, Klabauter," sagt der Schiffer plötzlich, „'t waard Tid, an Bord to gaan." Er nimmt die verklammten Fäuste des Kleinen sorgfältig in die Hand.

Ach, zittert der noch, wenn er nur wüßte, ob seine Bark noch im Hafen läge.

Das wüßte er gut, sagte Maas, wäre er nur erst aus dem Nebel heraus.

„Bör op, Schipper! sagt der Klabauter.

Da nimmt der Riese ihn auf den Arm, und im Augenblick darauf weiß er wieder, wo er ist und kommt zum Kai und ruft sein Holüber übers Wasser.

„Wo bringst mich hin?" fragt der Kleine geduldig in seiner alten Art.

„Zu Schipper Maas von Husum."

„Das ist fein; was macht Hein Maas, der von Bord laufen wollte?"

„Wirst ihn noch sehen!"

„Ach, dann ist ja alles gut," sagt der Kleine und läßt den Kopf ein wenig vornüber hängen. „Dann is man gut, daß ich wieder für einen zu sorgen hab'."

Kartenspiel,

Von Achille Campanile.

Die Liebenden nahmen an einer Seite des Tisches Platz. Der Gatte setzte sich ihnen gegenüber und verteilte die Karten.

Und jetzt begann das Spiel.

Jedes Kind weiß was man zu tun hat, wenn man mit seiner Geliebten und deren Gatten Karten spielt, das heißt, was die Frauen in einem solchen Falle verlangen. Der junge Mann streckte also unter dem Tisch ein Bein aus und strich sanft mit seinem Fuß über den der Freundin, dann ließ er sie einen mehr männlichen Druck verspüren, worauf er mit der nötigen Langsamkeit, unter weiser Ausnützung seiner Fußbewegungen, Boden gewann, so daß

er sich nach der angemessenen Anzahl von Runden in jeder Stellung befand, über die hinaus man nicht gehen konnte. Hier machte er Halt. Die beiden verblieben, wie alle Abende, in dieser, wie festzuhalten ist, rein konventionellen Stellung, die nichts weiter als einen Akt gegenseitiger Höflichkeit darstellte. Weiter konnte man nicht gehen; und sich zurückzuziehen, das wäre unfreundlich gewesen. Indem er also weiterspielte und weiterfußelte, fing der junge Mann an Betrachtungen anzustellen, wie verschieden doch seine Situation von der des Gatten sei, der durch die bloße Tatsache, daß er diese Frau geheiratet hatte, von jeder Verpflichtung enthoben war, ihr den Fuß zu zertreten. Er hingegen! Jeden Abend diese Gaukelei mit dem Fuß, diese bedeutungsvollen Blicke, immer das Gleiche, anstatt [illegible] der Gatte die ehrlichen Freuden des Kartenspiels ge[illegible] können!

Da plötzlich ent[illegible] Karte der Hand des Gatten und fiel unter den Tisch. Die Liebenden zogen schnell ihre Beine zurück. Aber siehe, es geschah etwas Furchtbares! Ihre Füße gingen nicht auseinander. Durch einen unglücklichen Zufall hatte sich die Schuhschleife des jungen Mannes in der Schnalle ihres Schuhes verfangen, und so heftig sie sich auch anstrengten, sie blieben elend aneinander gefesselt! Mittlerweile legte der Gatte seine Karten auf den Tisch und kroch mühevoll unter denselben. Die Liebenden starrten einander verzweifelt ins Gesicht. Ein Abgrund tat sich vor ihnen auf: eine vernichtete Familie, vielleicht Revolverschüsse, eine aus dem Hause gejagte Frau; sicherlich das Ende des ruhigen Lebens für alle drei, — und alles wegen einer Schuhschleife! Und während sich ihnen das Herz zusammenpreßte erkannten sie in dem Tumult ihrer Gefühle das Schmerzlichste, das Klarste, das Unerträglichste von allem: ein unendliches Mitleid mit dem stöhnen-Mann, der auf allen Vieren unter dem Tische herumkroch und nicht emporkommen wollte.

Endlich erschien er wieder. Er war rot wie ein Krebs. Aber schon im nächsten Augenblick floh ihm das Blut aus dem Kopf! Er stierte die Liebenden an und schrie: „Ich habe alles gesehen! Das lasse ich mir nicht mehr bieten, ich habe genug!"

Und er schmiß die Karten durcheinander. Er ließ die Entsetzten nicht zu Worte kommen:

„Es ist empörend — kein Wort! — Es ist unfair — während ich unterm Tisch bin, — meine Karten anzuschauen!!"

(Autorisierte Uebersetzung von Mimi Zoff.)

Gibt es Hochstapler unter den Pflanzen?

Vielfach wird behauptet daß manche Pflanze und Blume Handlungen begeht und ein Verhalten an den Tag legt, das wir im Menschenreich nur als Hochstapelei bezeichnen könnten. Man nennt diese Blumen, die man verdächtigt, Spitzbübinnen zu sein, „Täuscheblumen", und geht davon aus, daß die Pflanze ihrem stärksten Gebot, dem Fortpflanzungstrieb gehorchend, alles daran setzt, die Verbreitung der Samen zu sichern. Zu diesem Zweck schmückt sie sich mit leuchtenden Farben und süßen Düften, um die ihr nötigen Insekten anzulocken; sie geht sogar so weit, die geflügelten, sehnlich erwarteten Gäste mit Honig zu bewirten, damit sie das Wiederkommen nicht vergessen. Unter die Täuscheblumen hat man nun z. B. Blumenarten eingereiht, die selber keinen Honig bergen, also den Insekten keine gastliche Bewirtung bieten können, aber honigführenden Blumenschwestern so ähnlich sehen, daß die Insekten sich täuschen lassen und auch diese honiglosen Blumen aufsuchen und damit ihren Samen verbreiten, so daß die Absicht der Blume erfüllt ist. Andere Pflanzen wieder strömen einen Aasgeruch aus und locken die entsprechenden Insekten an, die aber trotz dem vielversprechenden Parfüm nichts für ihren Gaumen Liebliches finden und nur der, anscheinend schlauen, Blume, dienstbar sein müssen. Eine im Kaukasus heimische Lilienart, bildet zur Zeit ihrer Blüte auf den Blumenblättern kleine grüne Schwielen, die genau wie Blattläuse aussehen.

Die Schwebefliege, die immer auf der Suche nach Blattläusen ist, um sie auszujagen kommt gierig auf die grünen Knötchen, die sie für Blattläuse hält zugeflogen und nimmt den Samenstaub mit. Bald sieht man die Fliege zu einer anderen Blume dieser Art schweben, wieder in ihrem Blattlaus-Irrtum befangen, und auf dieser neuen Blume entledigt sie sich dann wieder des mitgenommenen Samenstaubes. Aber ihr eigener Magen bleibt leer. leer. Der Schein spricht wirklich sehr gegen diese Blume. Es ist — nach unserem menschlichen Ermessen — kaum anders möglich, als daß wir es mit einer raffinierten Hochstaplerin zu tun haben, die mit altbewährten Tricks arbeitet. — Dennoch sind die Gelehrten sich über die Frage durchaus nicht einig, und die moderne Wissenschaft vertritt den Standpunkt, daß diese „Täuschblumen" ein Aberglauben ungenauer Beobachtung sind. Sie führen sehr richtig ins Treffen, daß die Insekten viel zu klug seien, um mehr als ein paarmal auf den gleichen Trick hineinzufallen. Sie würden sich diese Hochstaplerinnen merken und ihnen aus dem Wege gehen. Man nimmt heute vielmehr an, daß die samenverbreitenden Insekten auch in den sogenannten „Täuscheblumen" irgend eine Nahrung finden, die ihnen mundet, denn wenn z. B. eine Blume auch keinen Honig in ihrem Kelche birgt, so kann sie doch dem Insekt irgend einen andern Saftstoff zu bieten haben, der diesem wohlgefällig ist. Und daß ein Insektenauge der groben Täuschung unterliegen sollte, daß grüne Knötchen Blattläuse seien, kann nur ein Menschengehirn mit seinen groben Sinneswerkzeugen sich ausdenken. Im allgemeinen geht heute die Ansicht unter den Gelehrten dahin, daß die Blumen und Pflanzen wirklich ehrliche Leute sind, die einen geleisteten Dienst so gut sie können bezahlen, und die wenn sie ihre Gäste anlocken, wissen, was sie zu tun haben. — Auch der Samenstaub selbst ist ja eine nahrhafte Speise, die besonders die Bienen sehr zu schätzen wissen, kneten sie sie doch mit dem Honig zu einem Brei, den sie für ihre Larven als Futter verwenden, — eine Art Bienenbrot. Diesen Luxus, den Samenstaub zur Nahrung anzubieten, können sich allerdings nur Pflanzen leisten, die ihn in so großer Menge hervorbringen, daß die Fortpflanzung ohnehin in genügendem Maße gesichert ist. Bei Käfern besonders ist dieser Boldenstaub vielfach weit beliebter als der Honig; sie ziehen kräftigere Kost den Leckereien vor. Es ist ganz, wie bei uns Menschen. Der eine will Schlagsahne und Schokoladentorte, der andere Sauerkraut und Eisbein. — Besonders interessant ist, daß es auch Pflanzen gibt, die weder Honig noch genügend Samenstaub hervorbringen, und dennoch ausgiebig und gut für ihre Gäste sorgen. Hierher gehören z. B. etliche Orchideen, die aus Fett, Zucker und Eiweiß eine mehlartige Masse bilden, die bei ihren Gästen äußerst beliebt ist. Noch erfinderischer ist das Johanniskraut, das an seinen Blumenblättern kleine fleischige Zapfen bildet, die den Insekten trefflich munden. Die Königskerze besetzt ihre Staubblätter mit saftreichen Haaren, die von den Insekten ausgesaugt werden. Kuckucksnelken und Seifenkraut revanchieren sich wieder auf ganz andere Weise für die Dienste der geflügelten Samenträger, sie nehmen die Eier der Schmetterlinge selbst auf. In den Fruchtknoten dieser Blüten entwickeln sich die jungen Raupen und fressen von den im Fruchtknoten reifenden Samen. Dann durchbohren die Raupen die Wände, lassen sich an einem Faden zur Erde hinab und verpuppen sich. Auch hier gibt die Pflanze bereitwillig von ihrem ungeheuren Ueberfluß an Samen, um ihren Fortbestand zu sichern. Bei einigen Rosenarten findet sich das gleiche Verhältnis zwischen Schmetterling und Blume.

Das Märchenbuch der Natur ist überreich an Wundern. Wir stehen davor, beobachten und zerbrechen uns den Kopf. Bisweilen meinen wir das „Warum" zu enträtseln, — bisweilen tappen wir kläglich daneben, wie im Falle der „Täuscheblumen", aber das ist nicht so schlimm, denn die Hauptsache ist, daß das Interesse des Menschen an den ihn umgebenden Wundern geweckt oder wachgehalten wird, und schon Goethe sagt:

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter!

H. V. B

Gedenktage.

30. Oktober.

Egon von Kapherr zum 50. Geburtstag. Am 30. Oktober begeht Egon Freiherr von Kapherr, der namentlich als Schilderer der Tierwelt bekannt geworden ist, seinen fünfzigsten Geburtstag. Er ist in Manytsch in Südrußland geboren und seither viel in der Welt herumgekommen. So kennt er namentlich Rußland und Sibirien recht gut, und sein Buch „Im Lande der Finsternis" gibt ungemein frische Eindrücke aus dem alten und neuen Rußland in lebendigster Form. Ein anderes Werk, „Der Wald im Osten", vereinigt Erinnerungen, Erfahrungen und Betrachtungen eines deutsch-russischen Forstmannes, als welcher Kapherr hier namentlich forst- und landwirtschaftliche Fragen eindringlich erörtert. Doch spürt man auch in diesem sachlichen Buch die mitschwingende Liebe des Dichters, dem in einigen anderen Büchern Tierschilderungen von seltener Treue und Schönheit gelungen sind. Genannt seien: „Kolk, der Rabe", „Im Netz der Kreuzspinne", „Der Waldschreck", ferner: „In russischer Wildnis" und „Drei Jahre in Sibirien als Jäger und Forscher". Soeben erscheint unter dem Titel „Sibiriens Recht und Rache" ein neues Werk Kapherrs, das er „ein Buch von Urwald und Kerker, von Jägern und Verbrechern" nennt und das abermals an der Fabel eines abenteuerlichen fesselnden Romans vom Kaukasus und von Sibirien erzählt.



Der zynische Zahnarzt.

Patient: „Was 250 Mk. für das Ausziehen eines einzigen Zahnes; Hören Sie mal, da muß ich ja über eine Stunde für arbeiten!"
Zahnarzt: „Wenn Sie es wünschen, will ich mich auch eine Stunde lang damit beschäftigen." „Punch".

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.